

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 62 (1958-1959)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Ankunft bei Nacht. Teil 6  
**Autor:** Rothe, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665078>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Am Schalter wurde Perrier unterrichtet, dass der Zug nicht vor halb acht abgehen würde, wahrscheinlich würde es acht Uhr werden. Perrier stützte sich auf das Recht dessen, der die Fahrpläne im Kopf hat, und protestierte. Der Beamte nahm seinen Protest nicht ernst, sondern versicherte ihm mit der freudigen Erregung, mit der man ein angenehmes Familienereignis mitteilt, dass in diesem Augenblick die «Buenos Aires» im Hafen Anker geworfen habe und dass der Zug natürlich auf die Passagiere zu warten habe. Herr Perrier rechnete sich aus, dass er auf diese Weise erst um zwei Uhr morgens in Paris eintreffen würde, was eine ganze Menge Unannehmlichkeiten für ihn bedeutete.

«Konnte das Schiff nicht etwas früher kommen?» fragte er beleidigt.

«Es sollte schon gestern kommen», erwiderte der Beamte, «aber da gibt es Nebel und Strömungen, oder es fehlt plötzlich der Wind, denn allein kann es die Dampfmaschine natürlich nicht schaffen. Mein Vater war Segelschiffskapitän, und wenn Sie mich fragen, was ich über die Dampfmaschine denke —»

«Vielen Dank», sagte Perrier, «ich werde mich schon immer in den Zug setzen. Vielleicht kann man etwas schlafen.»

«Der Zug ist auf die Hafengeleise gebracht worden. Sie müssen sich noch etwas gedulden.»

«Das heisst also», erwiderte Perrier empört, «dass zum mindesten alle Eckplätze besetzt sein werden, wenn unsereins einsteigt.»

«Aber bedenken Sie doch: Es sind Leute, die sechs Wochen unterwegs waren!»

«Leute, die sechs Wochen nichts getan haben als zu schlafen und ausgezeichnet zu essen!» Perrier war sehr verstimmt. Er kannte die Bahnverhältnisse und hatte sich schon auf mancher Fahrt vor bedauernd zuhörenden Mitreisenden darüber auf das heftigste geäußert. Genau so wie die Bahn nicht daran dachte, im Jahr der Welt-

ausstellung Sonderzüge nach Paris einzulegen, genau so wenig war sie imstande, für die Beförderung irgendwelcher Schmarotzer oder Neugieriger zu sorgen, die auf einem Ueberseekahn herangeschaukelt kamen. Nein! Und es war in Wirklichkeit noch viel schlimmer; denn sorgte nicht die Bahn für die Beförderung dieser Mulatten, indem sie den schönen pflichtbewussten Pariser Zug auf ein Hafengeleise stellte, damit die gutgemästeten Herrschaften es nur recht bequem hatten? Und wer hatte die Folgen zu tragen? Der einheimische Reisende, der zu seinem Broterwerb gezwungen war, eine so schlecht verwaltete Institution wie die Bahn in Anspruch zu nehmen!

Verärgert überquerte Perrier den Bahnhofplatz und setzte sich mit Nachdruck auf einen der Stühle in einem der Cafés, die jetzt alle fast ohne Gäste waren. Während er sich vorhin über die Stille des Sommernachmittags gewundert hatte, wunderte er sich jetzt über ein seltsames, leise, tosendes Geräusch, das vom Hafen herüberdrang. Tausend Schritte schienen auf Planken hin und her zu laufen, Karren rumpelten, hielten dann plötzlich, rumpelten weiter; tausend Stimmen schienen nicht müde zu werden, etwas ungeheuer Freudiges zu besprechen, worüber sie von Zeit zu Zeit in heftiges Gelächter ausbrachen.

Dann schabten Taue, rutschten Ballen über klappernde Bretter, und jetzt begann eine Musikkapelle zu spielen, was die freudigen Stimmen bewog, noch lauter zu reden. Perrier versuchte, seine Aufmerksamkeit von diesem irritierenden Getriebe abzuziehen. Es gelang ihm nicht recht. Der Kellner des kleinen Cafés hingegen, der an der Tür lehnte, nahm alle diese Geräusche mit jener Erregung auf, die jedem Bewohner eines Hafenortes bei jeder Ankunft eines Schiffes erfüllt. Der Kellner hatte neidisch den Männern nachgesehen, die vorhin beim Ton der Dampfsirene aufgebrochen waren, teils um zu gaffen, teils um ihre Pflichten als Zollinspektoren oder Hafenbeamte zu erfüllen.

Als Perrier eine Stunde später auf den Bahnsteig kam, weil er hoffte, den Zug durch seine Ungeduld zu bewegen, früher einzulaufen, sah er sich in einem Gedränge, wie selbst er, der Reisegewohnte, es niemals erlebt hatte. Viele Leute waren im Sonntagsstaat und führten nur kleine Beutel oder Taschen mit sich. Kaum dass man jemanden vereinzelt stehen sah, heute abend schienen nur Gruppen zu reisen, ganze Familien mit Kindern und Grossmüttern, Herren, die alle die gleiche

Blume angesteckt hatten, um sich als Mitglieder eines Vereins oder gar einer «Studiengesellschaft» zu kennzeichnen. Es fiel Perrier ein, dass heute Freitag war und dass die guten Leute offenbar morgen nicht zu arbeiten gedachten, sondern sich in Paris die Weltausstellung anzusehen. Gerade an der Stelle, wo Perrier sich resigniert auf seinen kleinen Koffer setzte, sah er sich einem Plakat gegenüber, das durch einige freundliche und patriotische Sätze auch um seinen Besuch der Weltausstellung bat. Er stellte fest, dass das Papier dieses Plakates aus seiner Fabrik stammte, und das verbesserte seine Stimmung. Er als «schwer berufstätiger» Mann hatte natürlich noch keine Zeit gehabt, das Wunder von 1867, wie das Plakat sich ausdrückte, zu besuchen. Anfang Juni war er zwar einige Tage in Paris gewesen, um eine Entscheidung zu erwarten, und hatte sonst nicht viel zu tun gehabt. Damals wollte er sich die Ausstellung ansehen, aber damals war sie, wie jede Ausstellung kurz nach der Eröffnung, noch kaum zur Hälfte fertig gewesen. Dann war ein Appell des Kaisers erfolgt, alle Kräfte anzuspannen, damit das Werk, von dem so viel für die Wohlfahrt des Landes abhinge, so schnell wie möglich beendet werde. Und nun reisten die guten Bürger von Le Havre nach Paris, um in zwei Tagen mehr Geld auszugeben, als sie es sich sonst in einem Monat erlaubten. Perrier versuchte zu überschlagen, was diese Menschen allein für die Eisenbahnfahrkarten ausgegeben haben mochten. Ausserdem mussten sie zwei Tage lang essen, und zwar für mehr Geld als sie je in Le Havre für ihre Mahlzeiten aufwendeten. Sie mussten wohnen, entweder in Hotels, wo gezogene Preise genommen wurden oder bei Freunden und Verwandten, was mit Aufwendungen für Geschenke, Einladungen, Trinkgelder verbunden war. Jeder, dessen war Perrier sicher, würde ein überflüssiges «Andenken» kaufen, die Mitglieder der «Studiengesellschaften» würden gewissenhaft genug sein, ihre Studien auf den nächtlichen Besuch gewisser grosstoriger und ungemein solid wirkender Häuser in der Rue de Hannovre oder der Rue des Petit Champs auszudehnen. Kinder würden sich den Magen verderben und die besorgten Eltern würden sich von geriebenen Apothekern alberne Mittelchen zu hohen Preisen verkaufen lassen. «Auch einen Hitzschlag oder etwas Ähnliches werden so und so viele von diesen vergnügten Menschen bekommen, da sie zu viel in der Sonne herumlaufen, und werden auf diese Weise den Aerzten zum Opfer fallen», und er sah

sich um, ob er unter denen, die ihm am nächsten standen, nicht bereits solche Opfer ausfindig machen könne. Aber überall herrschten Zuversicht und Fröhlichkeit, keiner schien die Absicht zu haben, während der nächsten beiden Tage krank zu werden. Das ärgerte Perrier, und er kam auf seine volkswirtschaftlichen Betrachtungen zurück. Der Gedanke, sich in der Gegenwart so vieler gefüllter Brieftaschen zu befinden, erregte in ihm behagliche Ehrfurcht von der Grösse und der wirtschaftlichen Kraft seines Vaterlands. Seine Begriffe von Nationalökonomie waren ziemlich einfach: der Staat warf soviel Geld auf die Strasse. Diese Gelder zu erraffen, war der Sinn des Lebens für einen Staatsbürger. Man prügelte sich darum, mit tausend Listen nahm man es dem wieder ab, der sich anfänglich vielleicht schneller gebückt hatte, und dann setzte man sich auf die Eisenbahn, wie alle diese einwandfreien Staatsbürger von Le Havre, um das Erworbene in dicken Brieftaschen dem Staat zurückzubringen, der in seiner bekannten Rücksicht nicht einfach Kassenhäuschen aufgebaut hatte, wo man seinen Ueberfluss ablud, sondern eine ganze Weltausstellung, wodurch die Prozedur sich erfreulich und unmerklich abspielte.

Vom Hafen wehte es frisch herüber. Die langen Streifen der Sonne, die die Wartenden mit rosigem Licht überglänzt hatten, dass jeder um fünfzehn Jahre verjüngt schien, waren von einem Augenblick auf den andern verloschen. Ein Mann stand auf und zog einen Mantel an. Eine ganze Schar Kinder stand neben ihm auf, und er half jedem einzelnen in den Mantel. Ein Bahnbeamter mit einer Klingel in der Hand kam vorüber und verkündete, dass der Zug nach Paris jetzt einlaufe. Er klingelte heftig. Es war gegen acht. Drüben, wo die Bahn zum Hafen die Strasse überquert, erschien ein Mann mit einer grünen Fahne und winkte. Dann sah man die Lokomotive, den ganzen Zug. So langsam, dass man hätte nebenher gehen können, rollte er heran. Verwunderte Gesichter hinter jedem Fenster, die auszudrücken schienen: Wer hätte das gedacht, dass es so viele Franzosen gibt! Braune Gesichter, ernste Gesichter, müde Gesichter, die sich nicht anmerken lassen wollten, dass sie dieses Frankreich ungeheuer seltsam und aufregend fanden. Keiner der Ueberseefahrer, die da ganz langsam vorüberglitten, schien jemanden bei sich zu haben, mit dem er reden konnte. Wenigstens redete niemand, stiess auch niemand an. Viele Damen hatten sich steif aufgerichtet und drehten den Oberkörper dem Fenster zu.



Es quietschte und rasselte sehr, bis der Zug hielt. Ueberall fassten Hände nach den Klinken der Abteiltüren, die Türen wurden geöffnet, die Menge war ins Wogen geraten, schon standen einige auf den Trittbrettern —, es sah aus, also seien sie von den übrigen in die Höhe gehoben. Aber es kam zu einem allgemeinen Stocken; die auf den Trittbrettern kletterten wieder herunter, man schob sich nach rechts, man schob sich nach links, ein paar junge Burschen begannen nach den letzten Wagen des Zuges zu laufen, ein paar Kinder schrien. Der Zug war so gut wie voll. Nicht nur die Eckplätze, wie Herr Perrier befürchtet hatte, waren besetzt. Im Nu hatte das die Menge begriffen. Von neuem begann eine Aufwärtsbewegung, diesmal energischer als zuvor. Nur hinein in die Wagen! Gleichgültig, ob man einen Sitzplatz bekam! Kinder wurden nach oben geschwenkt, langsam wurde der Bahnsteig leer.

Unbewegliche, sanfte Augen setzten die Brasilianer und Argentinier, die mit der «Buenos Aires» gekommen waren, diesem Ansturm Europas entgegen. Sie rückten zusammen, wo es noch möglich war. Manche lächelten verlegen, und rückten nicht zusammen. Perrier hatte mehrere Abteiltüren aufgerissen, auf seine Frage, ob hier alles besetzt sei, niemals eine Antwort erhalten, und schliesslich in einem Abteil einen Platz mit Decken und Mänteln behäuft gefunden. Sofort wurde ihm klar, dass er auf etwas Unzulässiges gestossen war. Entschlossen stieg er — schon damit ihm niemand zuvorkommt — die Trittbretter empor, berührte den Hut mit den Fingerspitzen und sagte: «Hier ist ja noch etwas frei!»

Perrier stellte seinen Koffer ab, umfasste mit beiden Armen das Bündel von Mänteln und Decken, hob es hoch — und blickte sich fragend um, weil er hoffte, dass wenigstens diese Gewaltmassnahme irgendeine Aeusserung zur Folge haben würde. Aber er sah nur erstaunte Augen auf die gleiche sanfte Weise auf sich gerichtet, die ihn schon beim Hereinplatzen in andere Abteile verstimmt hatte. Er machte eine Bewegung, als bliebe ihm nun nichts übrig, als die Decken und Mäntel zum Fenster hinauszuerwerfen, und sah dabei einen Herrn an, den er im Verdacht hatte, ihr Besitzer zu sein. Aber der Herr schob nur die Achsel sehr hoch und klappte die Unterlippe, was für alle Menschen spanischer Sprache und Empfindungsweise die Beteuerung völligen Nichtwissens darstellt. Perrier merkte, wie gefährlich es ist, eine Drohung vorzubereiten, die man nicht ausführen

kann, denn schliesslich war er nicht berechtigt, das wertvolle Eigentum fremder Leute zum Fenster hinauszuerwerfen. Was sollte er mit den Decken und Mänteln anfangen? Er machte eine klägliche Figur, wie er da stand, sich unter seiner Last nicht rühren und sich auch nicht entschliessen konnte, sie wieder auf den Sitz zu legen, den er selbst einnehmen wollte. Da hörte er jemanden sagen: «Nimm sie dem Herrn ab.»»

Perrier wendete sich um. Die Worte musste eine Dame von etwa fünfzig Jahren gesprochen haben, die in einen Mantel gehüllt, eine Decke auf den Knien haltend, in einer Ecke sass. Perrier wunderte sich einen Augenblick lang, dass die Dame bei dieser Witterung fror. Dann dachte er, der über die klimatischen Verhältnisse Südamerikas nichts wusste, dass sie in ihrer Heimat vielleicht gewöhnt sei, in einem Lendenschurz herumzulaufen, und natürlich fröre, selbst wo Europäer schwitzten. Seine Betrachtungen wurden dadurch beendet, dass eine junge Dame sich erhoben hatte und ohne etwas zu sagen, ohne ihn anzusehen, eine Geste machte, die nichts anderes bedeuten konnte als: her mit den Sachen!

Perrier fühlte sich unbehaglich. Unmöglich konnte er als Franzose, von dem die Welt annahm, dass er ritterlich zu Frauen war, das schwere Bündel von Mantel und Decken auf eine junge, ganz offenbar ausländische Dame abladen. Er sagte daher: «Wenn Sie französisch verstehen, werden Sie mir erlauben, dass ich für Ihre Sachen einen Platz suche.»

Die junge Dame sagte etwas zu der älteren Dame, das er nicht verstand. Vom Spanischen verstand er einige Worte. Da es nicht spanisch war, würde es wohl portugiesisch sein. Die ältere Dame verzog keine Miene, sondern schloss die Augen. Die junge Dame setzte sich wieder hin, ihr gegenüber, und überliess Perrier alles übrige. Perrier hatte ziemliche Mühe, die dicken Mäntel so unterzubringen, dass sie nicht herunterrutschen konnten. Ausserdem war er in solchen Dingen ungeschickt und wusste es sogar. Schliesslich wurde er von dem Gefühl behindert, dass er zu dieser Tätigkeit nicht verpflichtet sei. Als er fertig war, sah er zu der jungen Dame hinüber, um die erwartete Danksagung durch ein freundliches: O bitte-sehr ...» beantworten zu können. Aber die junge Dame sah bereits wieder auf den Bahnsteig hinaus. Perrier setzte sich. Der Zug fuhr ab. Ausserhalb des Bahnhofgeländes drang etwas mehr Licht in das Abteil. Perrier zog seine Taschenuhr. Er

stellte fest, dass man vor zwei auf keinen Fall in Paris sein würde. Dann begann er seine Mitreisenden zu betrachten, genauer gesagt, er begann die junge Dame zu betrachten. Sie sah hinaus in die Landschaft, die in ihre lichtlose Stunde getreten war. Grosse fahle Flecken lagen auf den Wiesen. Unter dunkelgrünen Bäumen standen die Kühe. Nichts mehr schien Dimensionen zu haben, die Kühe sahen aus, als könnten sie jeden Augenblick umfallen, die Bäume, die kein Blatt rührten, sahen aus als wollten sie jeden Augenblick davonschweben. Die Wände der Bauernhäuser brauchte man nur mit dem Finger anzustossen, und sie würden platzen wie Seifenblasen.

Die junge Dame betrachtete das alles genau. Perrier drückte sich so dicht wie nur möglich an die Rückenlehne ... jetzt konnte er ihr Profil sehen! Im ersten Augenblick hielt er ihre Gesichtsfarbe für braun, hellbraun, aber dann schien sie ihm olivgrün zu sein, allerdings von einer heimlichen Erregung gerötet. Sie hatte einen kleinen, hellblauen, mit Blumen garnierten Strohhut auf, von dem hinten zwei dunkelblaue Bänder herabhingen. Dieser Hut sass gerade und fest auf dem dunkelbraunen Haarknoten und erlaubte dem Haar auch nicht, etwa an den Seiten hervorzudringen.

Ihre Stirn war hoch, die Nase bog sich ein wenig nach unten und warf einen kleinen Schatten auf die Oberlippe, die dadurch von innigem, kindlichem Leben erfüllt wurde, denn der kleine Schatten, von dem Perrier nicht wusste, ob er ihn schon bei anderen Menschen gesehen hatte, wirkte wie etwas Vertrautes, beinahe wie ein kleines Gebrechen, dessen die ruhigen, klaren, ja glänzenden Augen sich mit Vergnügen bewusst schienen. Das Kinn hatte nichts Hartes oder gar Herrisches an sich. Alles an ihrem Gesicht erschien so frisch und so neu, als würde es zum erstenmal vor die Augen von Fremden gerückt. Sie war sich nicht im mindesten bewusst, dass Perrier sie anstarrte. Sie umfing wie in regloser Verzückung die letzten Bilder, die der sinkende Tag ihr bot. Ein paarmal wollte sie wie von einer plötzlichen Welle überflutet, die ältere Dame auf etwas aufmerksam machen. Aber jedesmal musste sie sehen, dass ihr Gegenüber die Augen geschlossen hielt.

Die übrigen Reisenden bemerkte Perrier kaum. Es waren ein paar Herren, die die Beine weit von sich streckten, und eine alte Dame, die von einer runzelhäutigen Dienerin begleitet war.

Eine Zeitlang überlegte Perrier, wie er es anfangen sollte, um quer durch das Abteil eine

Unterhaltung mit dem jungen Geschöpf zustande zu bringen. Er gab den Vorsatz bald wieder auf. Wenn kein Eisenbahnunglück eintrat, bei dem er berufen war, sie auf starken Armen zu retten, sah er keine Möglichkeit, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Ausserdem wurde ihm bewusst, dass er sich sogar im Falle eines Eisenbahnunglücks nicht über das erste Wort, das er zu ihr sprechen würde, klarwerden konnte. Dann überlegte er, ob er ihr etwas zu essen anbieten sollte. Aber sie würde sich wahrscheinlich vor seinem zerstoßenen Koffer ekeln. Oder konnte er ihr nicht die Landschaft erklären, für die sie so grosses Interesse zu haben schien? Als er glaubte, sich hierzu wirklich und endgültig entschlossen zu haben, musste er feststellen, dass es draussen dunkel geworden war, und sein sorgfältig durchdachter Satz nunmehr höchstens lächerlich wirken konnte.

Auf einer Station wurde Licht im Abteil gemacht, ein trübes, rötliches Licht, das über die Gesichter der Reisenden zu schaukeln begann, als der Zug wieder fuhr. Perrier kannte die Stimmung gut, die entsteht, wenn man auf einmal gewahr wird, dass von draussen undurchdringbare Finsternis hereindrückt, durch die manchmal, der kümmerliche Glanz einer Lampe fliegt. Dann fühlen die Reisenden, dass sie alle aufeinander angewiesen sind, dann wird gesprächig, wer noch soeben hochmütig geschwiegen hat, dann holt einer eine Tüte mit Birnen hervor und bietet sie an, obwohl er kurz vorher seinem Gegenüber auf die Füsse getreten, und sich nicht entschuldigt hatte. Tatsächlich, die Mienen der Mitreisenden waren freundlicher geworden, zwei Herren redeten bereits miteinander. Aber die ältere Dame rührte sich nicht in ihrer Ecke, und die junge Dame schien durch die Dunkelheit nicht veranlasst zu werden, sich jemandem mitzuteilen. Von Zeit zu Zeit sah sie fragend die ältere Dame an, die zu schlafen schien. Einmal lachte sogar das Mädchen in sich hinein: es schien ihr komisch vorzukommen, dass jemand so unerschüttert zu schlafen vermochte. Wenn Perrier nicht so weit von ihr entfernt gesessen hätte! Sobald jemand lacht, ist er am wenigsten vorbereitet, einem geschickten Wort zu widerstehen! Man braucht nur über den vermeintlichen Grund des Lachens etwas zu sagen. Folgendes hätte vielleicht eine günstige Wirkung gehabt: «Die alte Dame — wohl Ihre Frau Mutter? — hat tatsächlich einen guten Schlaf.»

(Fortsetzung folgt)